

Was heißt "Psychologie vom Subjektstandpunkt"? Überlegungen zu subjektwissenschaftlicher Theorienbildung

Holzcamp, Klaus

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Holzcamp, K. (1993). Was heißt "Psychologie vom Subjektstandpunkt"? Überlegungen zu subjektwissenschaftlicher Theorienbildung. *Journal für Psychologie*, 1(2), 66-75. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-22304>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Was heißt „Psychologie vom Subjektstandpunkt“?

Überlegungen zu subjektwissenschaftlicher Theorienbildung

Klaus Holzkamp

Zusammenfassung: Gängige Vorstellungen, denen gemäß in der Psychologie kontingente Wenn-Dann-Hypothesen formuliert und empirisch bzw. experimentell geprüft werden, entspringen einem Selbstmißverständnis. Tatsächlich handelt es sich bei solchen Theorienbildungen um (verborgene) implikativ-inferentielle Zusammenhangsannahmen, in denen begründetes Verhalten unter bestimmten Prämissen definiert ist, und die deswegen empirischer Prüfung nicht zugänglich sind. Dennoch lassen sich auch Begründungstheorien (vom verallgemeinerten Subjektstandpunkt) als empirische Theorien formulieren, indem hier die Überwindbarkeit von Ausgangsdilemmata oder -problematiken angenommen und dies am Kriterium lebenspraktischer Realisierbarkeit durch die Betroffenen überprüft wird.

I.

Den verschiedenen psychologischen Ansätzen, wie sie sich unter dem Vorzeichen einer „Erneuerung der Psychologie“ zusammengefunden haben, ist offensichtlich gemeinsam, daß in ihnen das menschliche Subjekt gegenüber seiner Vernachlässigung in der traditionellen nomologischen Psychologie wissenschaftlich zur Geltung gebracht werden soll. Dies kommt nicht nur darin zum Ausdruck, daß hier in strategisch wichtigen Zusammenhängen explizit von *Subjektwissenschaft*, *Subjekttheorie*, *Subjektorientierung*, *Subjektentwicklung*, o. ä. die Rede ist, sondern ist auch in anderen Grundkonzepten, wie „qualitative“ Forschung, „interpretatives“ Paradigma, „hermeneutische“ Analyse, „lebensweltlicher“ Ansatz, mehr oder weniger eindeutig mitgedacht. Angesichts eines solchen Konsenses zwischen verschiedenen alternativen Psychologien sieht man sich nun aber auch vor dem Problem, was daraus für die einzelnen Ansätze folgt, d. h. welche methodologischen und theoretischen Konsequenzen jeweils damit verbunden sind. Dabei kann man m. E. nicht davon

ausgehen, daß allein mit der Berufung auf das Subjekt bereits eine grundlegende Gemeinsamkeit des wissenschaftlichen Denkens und Forschens garantiert ist. Vielmehr scheint mir dadurch lediglich der Anfang eines möglichen Diskussionsprozesses markiert, in dessen Verlauf sich erst noch klären müßte, wie man vorzugehen hat, um in der Psychologie der menschlichen Subjektivität tatsächlich gerecht zu werden.

Ich möchte im folgenden zu einer solchen Diskussion beitragen, indem ich das Subjektverständnis der Kritischen Psychologie zur Debatte stelle. Wir bezeichnen unseren Ansatz ja nicht nur seit rund einem Jahrzehnt als „subjektwissenschaftlich“, sondern charakterisieren ihn in neuerer Zeit darüber hinaus dezidiert als Psychologie *vom Standpunkt* des Subjekts. Diese Formulierung ist keineswegs lediglich eine sprachliche Variante, sondern verweist auf relativ weitgehende und radikale Schlußfolgerungen darüber, wie subjektwissenschaftliche Theorien zu bilden sind, welche Art von Wissenschaftssprache dabei zu entwickeln ist und auf welche Art von „Empirie“ sich die so gefaßten theoretischen Konzepte beziehen.

Diese Position soll hier soweit verdeutlicht werden, daß andere subjektpsychologische Ansätze sich wo möglich leichter damit auseinandersetzen können.

II.

Zunächst einige kurze Hinweise, wie wir zum Ansatz einer Psychologie vom Subjektstandpunkt gekommen sind. Wir versuchen bekanntlich, dadurch zu einer angemessenen Grundbegrifflichkeit über die Besonderheit menschlicher Erfahrung und menschlichen Handelns zu gelangen, daß wir den Zusammenhang zwischen individuellem Lebensprozeß und gesellschaftlichem Prozeß historisch rekonstruieren. Dabei hat sich u. a. für uns ergeben, daß man – in dem Maße, wie gesellschaftliche Verhältnisse sich als verselbständigte Produktions- und Reproduktionssysteme herausgebildet haben – von einer einfachen Determination individuellen Verhaltens durch die Lebensumstände nicht mehr ausgehen darf. Hier ist nämlich der Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher und individueller Lebenserhaltung in dem Sinne gelockert, daß die Individuen in gewissem Grade auch ohne einen unmittelbaren Beitrag zur gesellschaftlichen Lebensgewinnung durch das gesellschaftliche Erhaltungssystem „miterhalten“ werden. Dadurch werden die gegenständlichen gesellschaftlichen Bedeutungszusammenhänge aus Handlungsdeterminanten zu bloßen gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten für das Individuum: Dieses hat demnach (in bestimmten Grenzen) die Alternative, nicht oder anders zu handeln und ist so gesehen „frei“ gegenüber gesellschaftlichen Einflüssen, kann sich zu diesen bewußt „verhalten“. Dies heißt nun aber nicht, daß die Beziehung zwischen dem Individuum und seinen Lebensverhältnissen beliebig ist: Wenn nämlich auch von einer direkten „Bedingtheit“ des individuellen Handelns durch die Verhältnisse nicht gesprochen werden kann, so ist dieses Handeln (wie wir herausarbeiten) dennoch vom Standpunkt des Subjekts nach Maßgabe seiner Lebensinteressen in den Verhältnissen als Handlungsprämissen „begründet“.

Die damit akzentuierte Ebene „subjektiver Handlungsgründe“ stellt unserer Auffassung nach eine generelle Vermittlungsebene zwischen den gesellschaftlichen Be-

deutungsstrukturen und individueller Lebenstätigkeit dar: Psychische Funktionen in ihrer menschlichen Spezifik vollziehen sich im „Begründungsdiskurs“, der den unspezifischen „Bedingtheitsdiskurs“ in sich aufhebt und überschreitet. Die Besonderheit der Handlungsbegründungen gegenüber den unvermittelten Bedingungen liegt dabei darin, daß Begründungen nur vom Standpunkt des Subjekts aus möglich sind: Gründe sind immer „erster Person“, d. h. „je meine“ Gründe. Gesellschaftliche Bedingungen/Bedeutungen sind zwar objektiv gegeben, werden aber nur soweit für meine Handlungen bestimmend, wie sie für mich zu Prämissen für meine Handlungsbegründungen werden. Welche Handlungen für mich angesichts einer bestimmten Prämissenlage subjektiv begründet sind, ergibt sich aus meinen Lebensinteressen, d. h. unserer Konzeption nach aus den in der jeweiligen Bedingungskonstellation liegenden Möglichkeiten zur Verfügungserweiterung, damit Erhöhung der subjektiven Lebensqualität. Die Nachvollziehbarkeit meiner Handlungsgründe für andere und für mich selbst ist darin fundiert, daß niemand seinen Lebensinteressen, wie er sie erfährt, bewußt zuwiderhandeln kann. Dies ist (wie wir uns ausdrückten) das einzige materiale Apriori menschlicher Intersubjektivität, d. h. einerseits als selbstevident nicht weiter rückführbar, andererseits aber (analog dem Prinzip der Kausalität auf der Bedingungebene) zwingende Möglichkeitsvoraussetzung zwischenmenschlicher Verständigung, damit auch subjektwissenschaftlicher Erkenntnis: Nur dadurch sind meine Handlungsgründe, obwohl nicht einfach durch die Umstände determiniert, dennoch nicht willkürlich sondern intersubjektiver Analyse zugänglich (vgl. dazu etwa Holzkamp 1983, Kap. 6 u. 7).

Aus dieser Kurzdarstellung sollte zunächst hervorgehen, daß der benannte psychologische „Subjektstandpunkt“ von uns nicht unvermittelt gesetzt ist, sondern sich aus der subjektiven Begründetheit menschlicher Handlungen ergibt: Vom „Standpunkt des Subjekts“ ist hier also stets im Kontext des *Begründungsdiskurses* die Rede, der nur von „je meinem“ Standpunkt aus praktikierbar und denkbar ist. Weiterhin sollte deutlich werden, daß – da unserer Auffassung nach die menschliche Lebenstätigkeit in ihrer Spezifik im Medium von Handlungsbegründungen sich vollzieht –

eine Psychologie, die dieser Spezifik Rechnung tragen will, sich selbst als Psychologie im Begründungsdiskurs, also vom Subjektstandpunkt konstituieren muß. Durch einen solchen Begründungsdiskurs wäre demnach unser subjektwissenschaftlicher Ansatz gegenüber dem *Bedingtheitsdiskurs* der herrschenden Variablenpsychologie qualifiziert, in der nicht der Subjektstandpunkt als Standpunkt erster Person, sondern der Außenstandpunkt als Standpunkt „dritter Person“ zugrundegelegt ist.

III.

Auf den ersten Blick mag es so scheinen, als ob wir damit eine bestimmte Variante zum allfälligen Dualismus der „zwei Psychologien“ beigesteuert hätten: Erklärende Psychologie oder verstehende Psychologie; Psychologie als Faktenwissenschaft oder als hermeneutische Deutungswissenschaft; und nun auch noch: Psychologie im Bedingtheitsdiskurs vom Außenstandpunkt oder Psychologie im Begründungsdiskurs vom Subjektstandpunkt (wie in der zeitgenössischen „causes vs. reasons“-Debatte innerhalb der Analytischen Handlungstheorie teilweise schon vorgezeichnet). Damit wäre der in den anderen Gegenüberstellungen implizierten Arbeitsteilung eine weitere Spielart hinzugefügt, der gemäß die Bedingtheitspsychologie etwa für das unspezifisch kausal determinierte *Verhalten*, die Begründungspsychologie dagegen für das bedeutungshafte, sinnvolle o. ä. *Handeln* des Menschen zuständig wäre. Eine entsprechend schiedliche Zuteilung von Methoden würde sich von da aus wie von selbst nahelegen: Hier bedingungsanalytisches, quantitativ-statistisches, wo möglich experimentelles Vorgehen, dort qualitative, klinische, „interpretative“ Verfahren, also „harte“ vs. „weiche“ Psychologie.

Nun haben wir gegen derartige Verdoppelungen der Psychologie schon aus prinzipiellen Gründen sehr viel einzuwenden (vgl. dazu etwa Maiers 1992b und Markard 1991). Darauf muß ich hier aber nicht eingehen. Es läßt sich nämlich schon auf quasi deskriptiver Ebene zeigen, daß die herrschende Psychologie selbst sich nicht an die benannte Arbeitsteilung zwischen bedingtheitsanalytischer Verhaltenspsychologie und begründungsanalytischer Handlungspsychologie

hält. Zwar setzt sie auf *methodischer* Ebene ziemlich monolithisch auf experimentell-statistische Verfahren als allein akzeptable Richtschnur wirklicher Wissenschaftlichkeit, damit Maßstab für alle Untersuchungen, die (warum auch immer) dahinter zurückbleiben. In den *Theorien*, die dementsprechend als empirische Wenn-Dann-Aussagen gemeint sind, die sich als unabhängige und abhängige Variable „operationalisieren“ lassen, ist aber keineswegs auf die Formulierung von Handlungszusammenhängen und darauf bezogener Aussagen über menschliche Subjektivität verzichtet. Es gibt in der Sicht der herrschenden Psychologie vielmehr praktisch keinen Aspekt menschlicher Handlungen und Erfahrungen, der *nicht* in empirische Wenn-Dann-Hypothesen gefaßt und von da aus variablenpsychologischer Bedingungsanalyse zugänglich gemacht werden könnte. Selbst für das experimentelle Vorgehen im engsten Sinne bestehen (seit Wundts Einwände gegen die experimentelle Erforschbarkeit „höherer“ psychischer Funktionen von Bühler abgeschmettert wurden) keinerlei allgemein anerkannte Kriterien darüber, welche Art menschlicher Lebensäußerungen experimentell-statistischer Bearbeitung *prinzipiell entzogen* sind. Der Experimentator kann demnach – wenn er sich traut und ihm entsprechende empirische Hypothesen dazu einfallen – grundsätzlich *alles* der experimentellen Prozedur unterwerfen.

Wenn dem aber so ist, so gehört schon deswegen die benannte Arbeitsteilung und Zuständigkeitsabgrenzung hier offensichtlich nicht zu den möglichen Strategien der Konfliktbewältigung. Unsere Voraussetzung, menschliche Handlungen seien als von „je meinem“ Standpunkt „begründet“ variablenpsychologischer Bedingungsanalyse vom Drittstandpunkt nicht zugänglich, wird ja durch die herrschende Psychologie dadurch praktisch negiert, daß sie – da „alles“ – eben (mindestens: auch) Handlungszusammenhänge und Handlungsbegründungen einer solchen Bedingungsanalyse aussetzen will. Wenn hier demnach etwas wirklich *getan* würde, was wir als prinzipiell *unmöglich* betrachten, so wäre es mit der Stringenz unserer Argumentation offenbar nicht so weit her.

Aus diesem Dilemma gibt es für uns offensichtlich nur zwei Auswege: Entweder, wir geben unsere Konzeption der Nichtvariabilisierbarkeit von Handlungsbegründun-

gen auf, oder wir zweifeln die Voraussetzung an, daß man Handlungszusammenhänge tatsächlich in empirische Wenn-Dann-Hypothesen fassen und experimentell-statistisch prüfen kann. Letzteres würde heißen, daß man hier in den einschlägigen Fällen tatsächlich etwas anderes *tut*, als man zu tun *meint*. Und genau dieses Selbstmißverständnis innerhalb der herrschenden Psychologie habe ich – zunächst für die experimentelle Sozialpsychologie – in einer ziemlich aufwendigen Analyse, unter dem Titel *Die Verkennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhangsannahmen in sozialpsychologischen Theorien* (1986) aufweisen wollen. Zu diesem Zweck habe ich die wesentlichen sozialpsychologischen Theorieansätze – Entscheidungstheorien, Konsistenztheorien, soziale Lerntheorien, Konformitätstheorien, Einstellungstheorien etc. – daraufhin untersucht, ob man es bei in diesem Kontext formulierten Wenn-Dann-Aussagen tatsächlich, wie vermeint, mit empirischen Hypothesen oder aber mit Annahmen über Begründungszusammenhänge, d. h. „gut begründetes“ Verhalten unter den jeweiligen Randbedingungen als Prämissen zu tun hat. Um prüfen zu können, wieweit eine vermeintliche empirische Hypothese tatsächlich ein *Begründungsmuster* (BGM) darstellt, wurden von mir zwei Kriterien angewendet: Einmal das Einschieben der Formel „vernünftigerweise“ zwischen die Wenn- und die Dann-Komponente, um faßbar zu machen, ob hier tatsächlich ein kontingenter Bedingungs-zusammenhang oder nicht vielmehr eine implizite Definition gut begründeten, also „vernünftigen“ Handelns angesichts einer bestimmten Prämissenlage formuliert ist; zum anderen die Einfügung des Wortes „nicht“ als „Gegenprobe“ – sofern man es mit einer empirischen Wenn-Dann-Hypothese zu tun hat, muß das Nichtvorliegen des Zusammenhangs genau so möglich sein wie das Vorliegen, wenn hingegen die Negation der Zusammenhangsannahme schon aus sprachlich-logischen Gründen sinnlos ist, liegt hier kein empirischer Bedingungs-zusammenhang, sondern ein implikativer Begründungszusammenhang vor. Um dies wenigstens an einem Beispiel zu illustrieren, zitiere ich den folgenden Satz von Crott (1979, 169), in dem er (vermeintlich) empirische Resultate von Verhandlungsexperimenten folgendermaßen zusammenfaßt:

„Bei lohnenden Gewinnaussichten neigen die Vpn ... dazu, Lösungen anzustreben, die ihnen einen möglichst hohen Gewinn bringen“: Sofern man einmal darauf gekommen ist, kann m. E. kein Zweifel darüber bestehen, daß hier keine empirische Hypothese, sondern eine Aussage über vernünftiges Verhalten unter den angegebenen Prämissen vorliegt. Dies verdeutlicht sich noch, wenn man als „Gegenprobe“ formuliert: „Bei lohnenden Gewinnaussichten neigen die Vpn *nicht* dazu, Lösungen anzustreben, die ihnen einen möglichst hohen Gewinn bringen“. Diese Annahme ist offensichtlich schon logisch-sprachlich unsinnig, so daß man jedes entsprechende experimentelle Resultat nicht als deren empirische Widerlegung betrachten kann, sondern unter Berufung auf irgendwelche Störfaktoren „weginterpretieren“ muß, etc. (vgl. Holzkamp 1986, 230). – Vielleicht mag man die Möglichkeit, daß empirische Zusammenhangsannahmen tatsächlich „Begründungsmuster“ sind, für „kognitiv“ inklinierte sozialpsychologische Theorien wie die benannten noch in Rechnung stellen wollen, aber darauf beharren, daß z. B. die behavioristischen Lerntheorien doch auf jeden Fall echte empirische Aussagen enthalten. Jedoch ist es mir bei meiner gegenwärtigen Beschäftigung mit Lernen nicht schwer gefallen, auch hier BGMs herauszuanalysieren. So läßt sich die Wirkung „positiver“ Verstärkung beim instrumentellen bzw. operanten Konditionieren mühelos als BGM formulieren: Wenn jemand für eine bestimmte Handlung mehrfach eine Belohnung erhalten hat, dann führt er (bei Abwesenheit anderer Begründungsprämissen) *vernünftigerweise* diese Handlung zum Zwecke der neuerlichen Herbeiführung des belohnenden Ereignisses wieder aus. Entsprechend kommt niemand auf die Idee, die Annahme, jemand führe belohnte Handlungen anschließend *seltener* aus, ernsthaft einer empirischen Prüfung für bedürftig zu halten: Falls dies bei Untersuchungen mit Menschen tatsächlich herauskommen sollte, muß offensichtlich der Experimentator irgend etwas falsch gemacht haben.

Es ist in meinen letzten Darlegungen schon angeklungen: Sofern es sich bei psychologischen Hypothesen um Begründungsmuster handelt, können diese empirisch bzw. experimentell weder bestätigt noch nicht-bestätigt werden. Es handelt sich hier viel-

mehr um sprachlich-implikative, i. w. S. „definitorische“ Aussagen, die stets dann identisch in der Empirie vorliegen, wenn ihre Bestimmungen dort erfüllt sind. Entsprechend haben z. B. die dazu jeweils durchgeführten Experimente (wie ich in meiner Arbeit von 1986 ausführlich zeigte) keinen Prüfbezug, sondern lediglich einen „Anwendungsbezug“ zur Realität. Anders ausgedrückt: Man hat es dabei lediglich mit *Beispielen, Veranschaulichungen, Demonstrationen* des jeweils angesetzten Begründungszusammenhangs zu tun. Wenn sich in einem bestimmten Fall für ein BGM keine empirischen Daten beibringen lassen, so ist damit die Theorie also nicht empirisch falsifiziert, sondern es hat sich nur herausgestellt, daß die Daten nicht als Beispiel für dieses BGM taugen.

Diese Auffassungen gehören in das Umfeld z. B. entsprechender Analysen von Brandtstädter (1982, 1984), der an vielen Beispielen herausarbeitete, daß und auf welche Weise in bestimmten vermeintlich empirischen Hypothesen statt kontingenter lediglich implikative, „begriffsstrukturelle“, „formalstrukturelle“, „sachstrukturelle“ Zusammenhänge formuliert sind. Zu ähnlichen Resultaten kamen etwa Calder (1977) mit Bezug auf die Attributionstheorien und Vollmer (1982) mit Bezug auf die Erwartungsmal-Wert-Theorien. Die radikalsten einschlägigen Konsequenzen zog jedoch Smedslund (etwa 1978a, b, 1979), der zu der Auffassung kam, daß psychologische Theorien im Ganzen – oder doch in wesentlichen Teilen – selbstevidente Common-Sense-Theoreme, deren empirische Prüfung weder möglich noch notwendig ist, darstellen. Von da aus stuft er die faktisch durchgeführten psychologischen Experimente als „Pseudoempirie“ ein und fordert eine prinzipielle methodologische und theoretische Umorientierung der Psychologie: Diese sei nicht mehr als eine empirische Wissenschaft zu fassen, sondern als eine Art Formaldisziplin, in welcher die alltagstheoretischen Vorstellungen vereindeutigt und in ihren logischen bzw. axiomatischen Zusammenhängen auf den Begriff gebracht werden. Einen ersten Versuch in dieser Richtung unternahm Smedslund (1988) in einem Buch mit dem sprechenden Titel *Psycho-Logic*, wo er die in den Alltagstheorien enthaltenen Zusammenhangsannahmen nach „Definitionen“, „Theoremen“ und „Korrolarien“ zu systematisieren versuchte etc.

Es ist evident, daß mit einer derartigen Kritik eine neue Ebene der Auseinandersetzung mit der herrschenden Psychologie erreicht ist: Hier läßt sich nämlich die Position der Kritiker nicht mehr als irgendeine „verstehende“ oder „geisteswissenschaftliche“ Sonderveranstaltung marginalisieren: Indem die wissenschaftliche Legitimität der gängigen Vorstellung, in der psychologischen Forschung könnten empirische Zusammenhangsannahmen experimentell-statistisch geprüft werden, prinzipiell in Frage gestellt wird, ist vielmehr die Auseinandersetzung in den Kernbereich des „naturwissenschaftlichen“ Verständnisses der traditionellen Psychologie selbst hineingetragen (vgl. Maiers 1992a). Es geht dabei also, wie Graumann es im Editorial zu dem Heft der *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, in dem der genannte Artikel von mir erschienen ist, ausdrückte, „ans Eingemachte“ (1986, 215). Ich will dies hier jedoch nicht weiter ausführen und auch die Frage nach dem Verhältnis unseres Ansatzes zu den genannten verwandten Auffassungen an dieser Stelle auf sich beruhen lassen. Statt dessen soll das Problem diskutiert werden, was aus unserer Kritik (gesetzt, sie sei berechtigt) denn nun positiv für die weitere Entwicklung der Psychologie folgt. Anders: Wenn die vorfindlichen psychologischen Theorien in zentralen Forschungsbereichen nicht (wie bisher unterstellt) empirisch prüfbar, sondern tatsächlich implikative „Begründungsmuster“ sind, wie sind *dann* theoretische Fragestellungen in der Psychologie zu gewinnen und auf empirische Sachverhalte zu beziehen? Wie also kann die von uns programmatisch gesetzte „Psychologie vom Subjektstandpunkt“ in ein positives Forschungsprogramm überführt werden?

IV.

In diesem Problemzusammenhang mag man uns nun auch von subjektpsychologischer Seite entgegenhalten, daß wir es mit unserer Formulierung, es ginge um die Entwicklung einer Psychologie vom *Standpunkt* des Subjekts, doch wohl nicht so ganz ernst meinen können: Zwar sei es erforderlich, menschliche Subjektivität in der psychologischen Forschung immer umfassender, differenzierter, mit „offenen“ Verfahren, in „qualitativem“ Herangehen etc. zu erfassen. Damit bliebe das menschliche Subjekt aber doch

immer noch *Forschungsthema* oder *Forschungsgegenstand*. Der *Standpunkt* der Forschung sei – da es hier um wissenschaftliche Objektivität gehe – jedoch notwendig der Außenstandpunkt, von dem allein wissenschaftliche Erkenntnis möglich sei. In diesem Sinne unterscheidet z. B. Ernst Hoff (1990), der für eine allgemeine „Subjektorientierung“ der Psychologie eintritt, verschiedene Ebenen und Perspektiven der Deskription, wobei er einerseits hervorhebt, daß das „Denken, Fühlen und Handeln der Subjekte, ihre Erfahrungswahrnehmung und -verarbeitung“ aus der „Perspektive der Subjekte selbst“ erfaßt werden müsse, es aber andererseits für erforderlich hält, etwa zwischen der „subjektiven Verortung der eigenen Person durch die Subjekte selbst und einer Diagnose von Persönlichkeit in der wissenschaftlichen Außenperspektive zu unterscheiden“ (S. 12). Hier wird also offenbar vorausgesetzt, daß – wie intensiv man sich auch immer auf die Erfahrungen der Subjekte von ihrem Standpunkt und ihrer Perspektive eingelassen habe – zur Verarbeitung der dabei gewonnenen Resultate ein Wechsel des Standpunkts zur Außenperspektive, die mit der wissenschaftlichen Perspektive gleichgesetzt wird, zu erfolgen hätte.

Demgegenüber müssen wir darauf beharren, daß wir von unserem Ansatz aus – trotz aller Schwierigkeiten, die wir uns damit aufladen – die Kennzeichnung der Psychologie als Psychologie vom *Subjektstandpunkt* tatsächlich so wörtlich wie möglich zu nehmen haben. Unserer Auffassung nach ist der wissenschaftliche Standpunkt psychologischer Forschung wirklich – in bestimmtem Sinne – als Standpunkt des Subjekts zu qualifizieren. Dies versteht sich daraus, daß wir den Subjektstandpunkt ja als Implikat des Begründungsdiskurses und diesen wiederum als Spezifikum menschlicher Erfahrungen und Handlungen herausgehoben haben. Wenn wir also bei der wissenschaftlichen Theorienbildung den Außenstandpunkt einnehmen und von da aus die Subjektperspektive auf die Gegenstandsseite schieben wollten, so würden wir unversehens eben diejenige Mystifikation von Begründungszusammenhängen als empirische Wenn-Dann-Hypothesen reproduzieren, die wir gerade diskutiert haben. Indem hier die Handlungsbegründungen aus ihrem spezifischen Diskurs herausgerissen und in den Bedingtheitsdiskurs gestellt, d. h. als Resultat kausaler

Einwirkungen der Außenwelt betrachtet werden sollen, erzeugt man notwendig die von mir aufgewiesenen doppelbödigen Theoriekonstruktionen mit vorgeschobenen Bedingtheitshypothesen und darin verborgenen Begründungsmustern samt der Fiktion von deren empirischer Prüfbarkeit.

Wenn wir dem geschilderten Dilemma des herrschenden Bedingtheitsmodells entgegen wollen, so kann es hier demnach keine Kompromisse, etwa in Gestalt eines Wechsels von der Subjekt- zur Außenperspektive geben. Vielmehr müssen wir den *Begründungsdiskurs als universelle Grundlage und Medium psychologischer Wissenschaftssprache* anerkennen, also wissenschaftliche Theorien in einer Weise bilden und auf Empirie beziehen, durch welche die Ebene des Subjektstandpunktes im Medium subjektiver Handlungsbegründungen nicht verlassen wird. Da hier die Perspektive des Subjekts kategorial mit der des Forschers zusammenfällt, können andere Subjekte grundsätzlich nur als Mitforscher, nicht aber als Forschungsgegenstand in Erscheinung treten. Gegenstand der Psychologie ist in dieser Sicht vielmehr die Welt, wie jeweils ich sie erfahre, als Fluchtpunkt meiner möglichen Verständigung mit anderen darüber, was dieser oder jener Weltaspekt für uns bedeutet und welche Handlungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten sich daraus ergeben. In ähnlicher Weise hat bekanntlich Wilhelm Wundt den psychologischen Gegenstand als „unmittelbare Erfahrung“ von der „mittelbaren“ naturwissenschaftlichen Erfahrung, in welcher vom Gegebensein der Welt für Subjekte abstrahiert wird, unterschieden (vgl. etwa Wundt 1913, 3).

Von da aus läßt sich nun auch das Mißverständnis zurückweisen, „Psychologie vom Subjektstandpunkt“ impliziere, indem hier auf bloß „innerliche“ Selbsterfahrung rekurriert werde, eine „subjektivistische“ Position, mit welcher die Möglichkeit objektiver psychologischer Erkenntnis preisgegeben sei: Die Vorstellung, eine derartige Erkenntnis sei nur vom Drittstandpunkt möglich, ist keine verallgemeinerbare Voraussetzung, sondern Resultat jener funktionalistisch-behavioristischen Wende der Psychologiegeschichte, in welcher (unter sozialdarwinistischen Prämissen) nicht mehr die „unmittelbare Erfahrung“, sondern „andere Menschen“ in ihrer Umwelt zum Gegenstand der Psychologie gemacht werden

sollten. Mit dem Postulat, einzig die Merkmale des von außen „beobachtbaren“ Verhaltens der Menschen könnten zu empirischen Daten werden, wogegen eigene Erfahrungen als je individuelle „Privatsache“ bestenfalls indirekt erschließbar seien, wird nämlich eben jene subjektivistische Sicht auf die menschliche Erfahrung konstituiert, die dann „verhaltenswissenschaftlich“ überwunden werden soll: Indem dabei der Subjektstandpunkt des Forschers, damit seine notwendig intersubjektive Beziehung zu den Versuchspersonen/Probanden, theoretisch weggeleugnet wird, bleibt eben jene „bedingtheitsanalytische“ Außensicht auf die anderen übrig, von der aus deren Gegebenheitsweise auf bloß „äußerliche“ Merkmale reduziert erscheint, deren subjektive Welt- und Selbsterfahrung aber von der bloß kausal auf die Menschen einwirkenden Umwelt abgekoppelt und als unzugängliche „Innerlichkeit“ quasi in die anderen „hineingestopft“ wird. Der Umstand, daß mit dieser Denkbewegung auch die wissenschaftliche Erfahrung des Forschers zu *dessen* unzugänglicher Innerlichkeit, damit die Psychologie als Wissenschaft unmöglich würde, bleibt – wegen der benannten kategorialen Ausklammerung des Forschersubjekts – unerkannt. Erst mit der Rekonstruktion des – ja faktisch stets zugrundeliegenden – Subjektstandpunkts als Standpunkt psychologischer Forschung wird die Subjektivität aus ihrer „Innerlichkeit“ befreit und wiederum die wirkliche Welt, in der wir alle (Forscher wie Versuchspersonen) uns befinden, als gemeinsamer Bezugspunkt unserer Welt- und Selbsterfahrung wie unseres Handelns anerkennt. Die Spezifik des psychologischen Gegenstands verdeutlicht sich dann wiederum (wie schon bei Wundt) als Erfahrung der Welt, wie sie *je mir* von meinem Standpunkt und in meiner Perspektive gegeben ist, und der Forschungsansatz der Psychologie als begriffliche und empirische Analyse der Ebenen und Dimensionen, auf denen meine Welt- und Selbsterfahrung als besondere Erscheinungsform mit der Welt, in der wir alle leben, uns begegnen und unser Dasein bewältigen müssen, vermittelt ist. Mit der so zurückgewonnenen intersubjektiven Beziehungsebene der psychologischen Wissenschaft wäre dann auch der heimliche Subjektivismus der bedingtheitsanalytischen Wegleugnung der Forschersubjektivität überwindbar.

V.

Auf dem Hintergrund solcher mehr erkenntnistheoretischer Positionen stellt sich nun für uns die wissenschaftstheoretisch-methodologische Frage, wie eigentlich auf dieser Basis Psychologie als Wissenschaft realisierbar sein kann. Wie also sind Handlungen/Erfahrungen im Begründungsdiskurs als *wissenschaftsfähig* auszuweisen, wie kann man vom *Subjektstandpunkt* wissenschaftliche *Objektivität* erreichen? Spezieller: Können wir bei Voraussetzung des Begründungsdiskurses als Medium psychologischer Wissenschaftssprache überhaupt bei der Vorstellung von Psychologie als einer *empirischen* Wissenschaft, deren Theorien *an der Realität scheitern* können, bleiben? Oder müssen wir uns in Annäherung an Smedslunds Position auf das Verständnis der Psychologie als einer bloßen Formaldisziplin bzw. Beschreibungswissenschaft, in welcher etwa lediglich verschiedene typische Begründungskonstellationen aufgelistet und auf ihre „psycho-logischen“ Beziehungen zueinander expliziert werden, zurückziehen?

Beim Versuch einer Klärung dieser Frage vergegenwärtigen wir uns zunächst, auf welche Weise im Rahmen des traditionellen Bedingtheitsmodells die Möglichkeit des Scheiterns von Theorien an der Empirie abgesichert sein soll: Indem die Wenn- und die Dann-Komponenten der aus einer Theorie abgeleiteten Hypothese in dem Sinne als kontingente Zusammenhänge aufgefaßt werden, daß bei Gegebensein der Wenn-Komponente die Dann-Komponente faktisch sowohl vorliegen als auch nicht vorliegen kann, so daß eine entsprechende Vorhersage empirisch gehaltvoll wäre und bei deren Nichteintreffen die Theorie als empirisch nicht-bestätigt aufgefaßt werden könnte. Wenn nun aber, wie gezeigt werden sollte, mindestens in den eigentlich „psychologischen“ Kernbereichen der Psychologie, die vermeintlichen empirischen Wenn-Dann-Aussagen in Wirklichkeit inferentiell-implikative „Begründungsmuster“ sind, so ist – da solche BGMs nicht an der Realität scheitern können – diese Art von Empiriebezug hinfällig. Mit der bloßen Vorschrift, daß psychologische Theorien als Begründungszusammenhänge zu formulieren sind, ist demnach tatsächlich die Möglichkeit einer Psychologie als i. e. S. empirischer Wissenschaft nicht auszuweisen. Die Anerken-

nung des Begründungsdiskurses als Medium psychologischer Wissenschaftssprache wäre demnach zwar eine notwendige, aber noch keine hinreichende Voraussetzung für die Bildung von empirisch gehaltvollen Theorien über menschliche Erfahrungen und Handlungen. Da die Zusammenhänge zwischen Prämissen und Gründen als implikative nicht dazu taugen, müßte hier vielmehr für die Theorienbildung die Einführung einer weiteren Art von Zusammenhangsannahmen gefordert werden, die soweit realitätshaltig sind, daß Begründungstheorien daran scheitern können und so als empirische Theorien qualifizierbar sind.

Beim Fortgang unserer verschiedenen Forschungsprojekte und ihrer methodologischen Reflexion hat sich nun allmählich herausgestellt, wie man solche Zusammenhangsannahmen explizieren kann, indem sich zeigte, daß in diesem Kontext an subjektiven Begründungszusammenhängen nicht nur die stationäre Beziehung zwischen Bedingungen/Prämissen und Gründen, sondern auch eine (quasi senkrecht dazu stehende) zeitliche Entwicklungsbeziehung unterschiedlicher Stadien von Begründungskonstellationen aufweisbar ist: Ausgangspunkt war hier nämlich stets eine Problematik, Widersprüchlichkeit, ein Dilemma von Handlungsbegründungen, durch welche die Subjekte in ihrer Lebenspraxis an bestimmte aktuelle Abhängigkeitssituationen ausgeliefert und so bei der Entfaltung ihrer Weltverfügung und Lebensqualität behindert waren. Im weiteren Untersuchungsprozeß versuchten die Forschenden dann immer auf irgendeine Weise, indem sie die initiale Begründungsproblematik gemeinsam mit den Betroffenen (als Mitforschern) analysierten, ihnen gleichzeitig die theoretischen Mittel in die Hand zu geben, um die Initialproblematik auf die darin liegenden Handlungsbeschränkungen hin zu analysieren: So sollten mit wachsender Einsicht in die Bedingungen/Prämissen umfassenderer Handlungsmöglichkeiten gleichzeitig die Beschränkungen und Widersprüche ihrer Lebenspraxis (in dem jeweils relevanten Aspekt) zu überwinden sein. In dem hier zugrundeliegenden methodischen Modell wird mithin ein Zusammenhang zwischen theoretisch angeleiteter Durchdringung beschränkter Begründungskonstellationen und der Möglichkeit lebenspraktischer Verfügungserweiterung, damit Erhöhung der Le-

bensqualität, angenommen. Das Außenkriterium ist dabei also die wirkliche Entwicklung subjektiver Lebenspraxis, an deren Ermöglichung sich die jeweils eingeführten und von den Betroffenen angeeigneten theoretischen Konzeptionen empirisch zu bewähren haben, womit diese – sofern ein Zusammenhang zwischen (vorgeblich) entwickelterer Begründungseinsicht und entwickelterer Lebenspraxis nicht aufweisbar ist – entsprechend an der Realität scheitern können. Ein so gefaßtes *methodisches Entwicklungsschema* (von uns in konkreten Forschungszusammenhängen auch als „Entwicklungsfigur“ bezeichnet, vgl. etwa Markard 1985 und Holzkamp 1990) müßte also unserem Grundansatz nach an die Stelle des zur Analyse menschlicher Handlungen und Erfahrungen ungeeigneten gängigen Bedingtheitsmodells und Variablenschemas treten.

Die in diesem Entwicklungsschema angesprochene Ausgangsproblematik und Richtung ihrer Überwindbarkeit sind sicherlich je nach dem theoretischen Hintergrund und der konkreten Fragestellung einer empirischen Analyse unterschiedlich zu bestimmen. Im Rahmen des kritisch-psychologischen Ansatzes lassen sich daran aber bestimmte Gemeinsamkeiten aufweisen, die sich aus unserer Grundbegrifflichkeit ergeben und in den verschiedenen Forschungsprojekten auf die eine oder andere Weise wiederfinden. Die Initialproblematik ist demnach stets in irgendeiner Form aus kurzschlüssigen Begründungsfiguren entstanden, mit welchen das Subjekt aus einer Not- oder Zwangslage heraus die Erweiterung seiner Verfügungsmöglichkeiten *unmittelbar*, d. h. ohne Berücksichtigung der Prämissen und Handlungsgründe anderer, anstrebt und so mit seinen Bewältigungsbemühungen permanent gerade jene Behinderungen reproduziert, die es doch eigentlich überwinden will. Dies bedeutet einmal, daß der Subjektstandpunkt hier auf bestimmte Weise um seine intersubjektive Dimension verkürzt ist, indem man die eigenen Handlungen zwar selbstverständlich als begründet erfährt, die Begründetheit der Handlungen anderer aber „übersieht“: So wird direkte Kontrolle über die anderen angestrebt, und die damit von mir selbst erzeugte Widerständigkeit, mit der andere meine Pläne durchkreuzen, bleibt auf dieser Ebene unverständlich. Weiterhin bedeutet dies, daß damit die Lebensverhältnisse als Prämissen,

aufgrund derer die anderen von *ihrem* Standpunkt aus gute Gründe haben, so und nicht anders zu handeln, ausgeklammert sind: Deren – potentiell meinen Interessen entgegenstehende – Handlungen werden so in ihrem Zustandekommen „vereinschaftet“, d. h. direkt als böser Wille, Unfähigkeit, moralische Minderwertigkeit o. ä. personalisiert, also zirkulär aus sich selbst erklärt. Als Bewältigungsstrategien verbleiben dann nur Druckausübung, versuchte Manipulation oder Ausgrenzung – womit es je nach Sachlage zu immer komplizierteren und schwerer durchschaubaren Formen bewältigungsförderiger Selbstbehinderungen kommen wird. – Solche selbstschädigenden Begründungsfiguren samt den sie aufrechterhaltenden defensiven Mechanismen der Bedrohungsabwehr können nun für die Betroffenen u. U. in dem Maße faßbar werden, wie ihnen im kooperativen Forschungsprozeß aus der theoretischen Konzeptualisierung der Selbstbehinderungsfiguren gleichzeitig die Perspektive eines verallgemeinerten Subjektstandpunktes unter Einbeziehung des Standpunktes anderer eröffnet und – mindestens exemplarisch – lebenspraktisch umsetzbar wird. Im Zuge einer solchen Unmittelbarkeitsüberschreitung wird es günstigenfalls möglich, die Handlungen der anderen als in *deren* Prämissenlage begründet zu verstehen, damit die genannten „Vereinschaftungen“ und Personalisierungen durch Berücksichtigung der Verhältnisse, unter denen die jeweiligen Handlungen für die anderen, d. h. „je mich“, begründet/funktional sind, aufzulösen. So würden dann Interessengegensätze aus unterschiedlichen Lebensbedingungen verständlich und die Möglichkeit der Schaffung von Verhältnissen sichtbar, unter denen eigene Lebensansprüche nicht mehr auf Kosten der Lebensansprüche anderer durchgesetzt werden müssen und so die Mechanismen wechselseitiger Behinderung/Selbstbehinderung als unfunktional entfallen (vgl. dazu Ute Osterkamps Referat auf unserer letzten Ferienuniversität, 1990).

Auf der Ebene der Theorienbildung bedeutet dies die Kritik an all solchen gängigen psychologischen Konzepten, in denen auf irgendeine Weise Beschränkungen, die in den Lebensverhältnissen liegen, „in“ die Individuen hineinverlegt werden, und so Handlungsmöglichkeiten zur Überwindung solcher Beschränkungen nicht mehr „denk-

bar“ sind. So sind etwa in den gebräuchlichen „vereinschaftenden“ Konstrukten durch Zuschreibung von Seinsbestimmungen die Handlungsgründe des anderen, damit die Lebensverhältnisse, aus denen seine Handlungen verständlich werden, suspendiert. Auf diese Weise wird durch die Eliminierung intersubjektiver Erwerdbarkeit die Kontrolle über den anderen theoretisiert, d. h. werden gesellschaftliche Abhängigkeits- und Herrschaftsverhältnisse in der Psychologie theorieförmig durchgesetzt. Für das Konstrukt „Persönlichkeit“ habe ich dies als Funktionskritik auszuführen versucht (1988). Ferner erschien im neuesten *Forum Kritische Psychologie* (27, 1991) ein ganzer Themenblock, in welchen Schuldzuschreibungen und Selbstbeschuldigungen in ihrer Funktion der Selbstentlastung auf Kosten anderer am Beispiel Vergangenheitsbewältigung der DDR in mehreren Beiträgen analysiert werden. – Aus einer solchen Funktionskritik erwächst die Notwendigkeit der Bildung psychologischer Begriffe, in denen Handlungsbegründungen, damit die gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen sie jeweils funktional sind, nicht abgeschnitten, sondern themenzentriert konzeptualisierbar werden. So wird in dem von Ute Osterkamp entwickelten Begriffspaar „Motivation - innerer Zwang“ nicht, wie in der traditionellen Psychologie, die „Motivation“ als psychische Letztheit an die Stelle von Handlungsbegründungen gesetzt, sondern als Inbegriff widersprüchlicher, nämlich expansiver vs. defensiver, Handlungsgründe expliziert. In unserem von Ute Osterkamp koordinierten Projekt „Rassismus/Diskriminierung“ werden auf gleicher theoretischer Grundlage die Beziehungen zwischen Heimbewohnern, Sozialarbeitern, Verwaltungskräften und der übergeordneten Administration in Flüchtlingswohnheimen des DRK analysiert. Dabei kommt es darauf an, diejenigen – teilweise sozialwissenschaftlich „untermauerten“ – Mechanismen auf den Begriff zu bringen, durch welche man sich mit (vom jeweils eigenen Standpunkt) guten Gründen gegenseitig an einer Solidarisierung zur Verbesserung bedrückender Lebensbedingungen hindert (vgl. U. Osterkamps grundsätzlichen Artikel *Rassismus und Alltagsdenken*). Im Projekt „Praxisforschung“, das von Renke Fahl, Morus Markard und Gisela Ulmann koordiniert wird, werden u. a. kurzschlüssige theorieför-

mige Begründungsfiguren der Selbstbehinderung bei psychologischer Berufspraxis herausgearbeitet und in ihrer Durchdringbarkeit in Richtung auf nichtdefensive Praxisformen analysiert (dies wird ja auf diesem Kongreß genauer geschildert und zur Diskussion gestellt). Ich selbst habe in den letzten Jahren versucht, Grundbegriffe und Verfahrensweisen einer nicht verdinglichenden, begründungsanalytischen Lernforschung zu erarbeiten (vgl. als meinen neuesten Beitrag dazu den Artikel *Lehren als Lernbehinderung?*, 1991). – In all diesen Ansätzen geht es darum, aus der Kritik kontrollwissenschaftlicher Konstrukte in Aufhebung der darin liegenden Fixierungen und Reifikationen solche theoretischen Konzepte zu entwickeln und praktisch-empirisch umzusetzen, mit denen die Vermittlungen zwischen Handlungsbegründungen und den Verhältnissen, unter denen diese funktional sind,

jeweils problemzentriert abzubilden sind. Dies bedeutet auch die Konzeptualisierung von sozialen Beziehungen jenseits der geschilderten „instrumentalisierenden“ Einseitigkeiten: Es gilt den intersubjektiven Kontext einzubeziehen, durch den begrifflich wird, daß nicht nur „ich“ und „die anderen“ sich gegenüberstehen, sondern daß ich „für die anderen der andere“ bin, womit ich von dem, was ich den anderen zufüge, auf einer verallgemeinerten Ebene mitbetroffen bin. Mit derartigen Theoretisierungen vom wissenschaftlichen Subjektstandpunkt soll auch die benannte lebenspraktische Perspektive der Schaffung von Bedingungen, unter denen wir uns nicht mehr mit guten Gründen selbst und gegenseitig an der Verwirklichung unserer Handlungsmöglichkeiten und Lebensansprüche hindern müssen, in ihren vielfältigen Erscheinungsformen begrifflich und empirisch faßbar werden.

Literatur

- Brandtstädter, J. (1982): Apriorische Elemente in psychologischen Forschungsprogrammen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 13, 267-277
- ders. (1984): Apriorische Elemente in psychologischen Forschungsprogrammen: Weiterführende Argumente und Beispiele. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 15, 151-158
- Calder, B.J. (1977): Attribution Theory: Phenomenology or Science? *Personality and Social Psychology Bulletin* 3, 612-615
- Crott, H. (1979): Soziale Interaktion und Gruppenprozesse. Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer
- Hoff, E.-H. (1990): Einleitung: Zur Entstehung dieses Bandes und zum Begriff der doppelten Sozialisation. In: ders. (Hg.), *Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang*, 5-15. München: DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut e. V.
- Holzkamp, K. (1983): *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt/M.: Campus (Studienausgabe 1985)
- ders. (1986): Die Verkenennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhangsannahmen in sozialpsychologischen Theorien: Methodologische Fehlorientierung infolge von Begriffsverwirrung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 17, 216-238
- ders. (1990): Über den Widerspruch zwischen Förderung individueller Subjektivität als Forschungsziel und Fremdkontrolle als Forschungsparadigma. *Forum Kritische Psychologie* 26, 6-12
- ders. (1991): *Lehren als Lernbehinderung?* *Forum Kritische Psychologie* 27, 5-22
- Maiers, W. (1992a): „Natur“ und Naturalismus in der Psychologie. Zum Mythos der „Naturwissenschaftlichkeit“ im Selbstverständnis der herrschenden Psychologie und in ihrer Kritik. *Forum Kritische Psychologie* 29, 23-55
- ders. (1992b): *Zwei Psychologien? – Permanenz und Überwindbarkeit der Trennung zwischen erklärender und verstehender Psychologie* (i. Vorb.)
- Markard, M. (1985): Konzepte der methodischen Entwicklung des Projekts Subjektentwicklung in der frühen Kindheit. *Forum Kritische Psychologie* 17, 101-125
- ders. (1991): *Methodik subjektwissenschaftlicher Forschung – Jenseits des Streits um qualitative und quantitative Methoden*. Reihe Psychologie 1. Berlin: Argument Verlag
- Osterkamp, U. (1990): Intersubjektivität und Parteilnahme: Probleme subjektwissenschaftlicher Forschung. In: G. Gekeler & K. Wetzel (Hg.), *Subjektivität und Politik. Bericht von der 5. Internationalen Ferienuniversität Kritische Psychologie*, 26. 2.-2. 3. 1990, 143-188. Marburg: Arbeit & Gesellschaft
- Smedslund, J. (1978a): Bandura's theory of self-efficacy: A set of common sense theorems. *Scandinavian Journal of Psychology* 19, 1-14
- ders. (1978b): Some psychological theories are not empirical: Reply to Bandura. *Scandinavian Journal of Psychology* 19, 101-102
- ders. (1979): Between the analytic and the arbitrary: A case study of psychological research. *Scandinavian Journal of Psychology* 20, 129-140
- ders. (1988): *Psycho-Logic*. Berlin etc.: Springer
- Vollmer, F. (1982): How does the expectancy-value model in psychology explain human action? *Scandinavian Journal of Psychology* 23, 87-97
- Wundt, W. (1913): *Grundriß der Psychologie*. Leipzig: Alfred Kröner